

Viele erleben gewalttätige Erfahrungen in ihrem Umfeld. Geschulte Personen können schnell darauf reagieren.

AP/DONALDSON GABRIEL

Schutz vor Gewalt

Hebammen und Therapeuten können Anzeichen häuslicher Gewalt früh erkennen. Um in solchen Situationen richtig reagieren zu können, braucht es Feingefühl und Schulungen.

Sophie Fessl

Gewalt zeigt sich nicht immer als blauer Fleck: Auch Angst, Anspannung oder ein unsicherer Blick zur Begleitperson können Zeichen von häuslicher Gewalt sein. Diesen begegnen Hebammen und Therapeutinnen in ihrer Arbeit, denn sie begleiten Menschen in Phasen, in denen Nähe, Vertrauen und Körper eine große Rolle spielen. Damit können sie Gewaltfolgen bemerken – früher als andere.

Doch oft fällt es schwer, die Anzeichen zu deuten und richtig darauf zu reagieren. Claudia Oblasser und ihre Kolleginnen und Kollegen von der IMC Hochschule für Angewandte Wissenschaften Krems entwickeln nun ein Fortbildungsmodul für Hebammen, Physio-, Musik- und Ergotherapeuten, mit denen diese auf interpersonelle Gewalt in der beruflichen Praxis vorbereitet werden. „Uns geht es sowohl um Gewalt bei Klientinnen und Klienten, bei denen wir vermuten oder sie uns erzählen, dass sie zu Hause häusliche Gewalt erfahren, als auch um Gewalt, die gegenüber

Hebammen bzw. Therapeuten in der Praxis ausgeübt wird.“

In einer Vorstudie erhob Oblasser, wie sehr diese Berufsgruppen, die auch an der IMC Krems ausgebildet werden, bereits in ihrer beruflichen Praxis mit häuslicher Gewalt oder KlientInnengewalt in Kontakt gekommen sind. „Die Antworten zeigten uns, dass bereits viele Therapeuten Erfahrung mit interpersoneller Gewalt hatten. Gleichzeitig bekundeten sie auch großes Interesse an einer entsprechenden Fortbildung, um mit zukünftigen Gewalterfahrungen richtig umgehen zu können.“

Was tun bei Verdacht?

Daher entwickelte Oblasser mit ihrem Team im vom Land Niederösterreich geförderten Projekt LEVIOPP – Learning about Violence in Professional Practice –, ein hybrides Fortbildungsmodul, das in insgesamt zwölf Stunden Lernzeit über die Themen häusliche Gewalt und KlientInnengewalt aufklärt. „Ziel ist es, dass die teilnehmenden Personen bes-

ser darauf vorbereitet sind, Signale häuslicher Gewalt wahrzunehmen und auf Gewalt in der Praxis zu reagieren“, erklärt Oblasser. „Sie sollen außerdem wissen, was sie bei Zeichen von Gewalt tun können, sollen und dürfen, aber auch müssen.“

In einem Online-Block werden Teilnehmende – momentan sind es 12, die das Projekt evaluieren – auf das Thema vorbereitet. „Wir reflektieren Gewalt als gesellschaftliches Phänomen, Ursachen und Identifikation von Gewalt, Aggression und Qualitätssicherung. Es gibt auch Anregung zur Selbstreflexion: Welche Schlüsselrolle nehmen Therapeutinnen ein, welche Aufgaben sehen sie, wie können sie zur Früherkennung beitragen.“

Mit einem Webinar mit Fachpersonen aus Polizei, Gerichtsmedizin, Opferschutz und Gewaltschutz werden die Teilnehmenden stufenweise hingeführt zu einem Präsenztage mit Gewaltschutzexpertin Anneliese Erdemgil-Brandstätter, der an der IMC Krems stattfindet. „Hier ist das Ziel ganz klar der persönliche Austausch von Erfahrungen, aber auch die

Möglichkeit, knifflige Fragen offen anzusprechen und zu diskutieren“, sagt Oblasser. „Ganz wichtig war die Frage: Wie hätte ich in einer bestimmten Situation eigentlich handeln und reagieren sollen. Denn wenn ich einen Verdacht auf häusliche Gewalt anspreche, muss ich auch mit der Antwort fertig werden und richtig handeln.“

Ein Fokus der Fortbildung liegt neben der Aufklärung über typische Anzeichen und Indizien für häusliche Gewalt, daher darauf, wie dieser Verdacht konkret angesprochen wird. Wichtig, so Oblasser, ist eine offene Fragestellung. „Wir sollten unseren Verdacht auf häusliche Gewalt nicht als Diagnose überstülpen, sondern der Person auch die Chance geben, nicht darüber zu sprechen. Bei blauen Flecken kann man etwa sagen – das, was ich bei Ihnen sehe, ist oft ein Zeichen häuslicher Gewalt, ist es möglich, dass Sie davon betroffen sind? Gibt es jemanden, vor dem Sie Angst haben?“ Im Allgemeinen, sagt Oblasser, zeigt sich, dass über Gewalterfahrungen gesprochen wird, sobald ein geeigneter Raum dafür geschaffen ist. So würden Studien bestätigen, dass Fragen von Gesundheitspersonal den Anstoß geben können, um über Gewalterfahrung zu berichten.

Schutz in der eigenen Praxis

Auch Gewalt gegen Therapeutinnen und Therapeuten wird in der konzipierten Fortbildung thematisiert. „Diese Form der Gewalt ist im Zunehmen, und wir möchten dabei unterstützen, dass sich Therapeutinnen und Therapeuten schützen können – etwa mit einfachen Sicherheitsvorkehrungen wie Notknöpfen in der Praxis. Sie müssen die rechtliche Situation kennen und wissen, wo die Grenze zur Gewalt liegt.“

Bewusst möchte Oblasser nicht den Aspekt der von Therapeutinnen und Therapeuten ausgeübten Gewalt aussparen. „Wenn man über Gewalt spricht, muss man sich auch damit auseinandersetzen, dass man auch selbst aggressive Impulse hat“, betont Oblasser. Daher wird reflektiert, woher solche Impulse stammen und wie darauf geachtet werden kann, dass diese keine physischen oder verbalen Taten nach sich ziehen. „Wichtig ist, zu überlegen, wie ich mich selbst im emotionalen Bereich gesund halte, um nicht zur Täterin oder zum Täter zu werden.“

Wie gut das Modul im Berufsalltag trägt, soll nun die Evaluation zeigen. Dafür sind unter anderem Interviews mit Teilnehmenden geplant, um zu erfahren, welche Inhalte hilfreich sind und wo noch Anpassungen nötig werden. Perspektivisch ist geplant, das Angebot österreichweit zugänglich zu machen. Interesse daran besteht jedenfalls.